Nothilfe bedeutet:

Ein Dach über dem Kopf in einer Kollektivunterkunft:
Zivilschutzanlage, Container, Asylzentrum oder Wohnung.

Acht Franken pro Tag für Essen, Hygiene, Kleider,
Kommunikation und Mobilität oder Sachleistungen.

Medizinische Notfallbehandlung.

Die Gefahr, jederzeit inhaftiert oder zu Gefängnis verurteilt
werden zu können.

«DAS HIER ...
IST MEIN GANZES LEBEN.»

Abgewiesene Asylsuchende mit Nothilfe in der Schweiz
13 Porträts und Gespräche

Herausgegeben vom Solidaritätsnetz Ostschweiz und der
Beobachtungsstelle für Asyl- und Ausländerrecht Ostschweiz

Mit Beiträgen von Regula Badertscher, Salome Bay, Tina Bopp,
Annette Bossart, Fabian Duss, Denise Flunser, Raphael Jakob,
Martina Koch, David Loher, Simone Marti, Gilles Reckinger,
Diana Reiners, Manuel Rothe, Milena Wegelin und Marina Widmer

Einführung von Franz Schultheis

Limmat Verlag
Zürich

Das Solidaritätsnetz Ostschweiz, die Beobachtungsstelle für Asyl- und Ausländerrecht Ostschweiz und der Limmat Verlag danken für finanzielle Unterstützung

Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons St. Gallen
Katholischer Konfessionsteil des Kantons St. Gallen
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
CaBi-Antirassismustreffpunkt St. Gallen
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
Berner Beratungsstelle für Sans Papiers

Im Internet
› Informationen zu Autorinnen und Autoren
› Hinweise auf Veranstaltungen
› Links zu Rezensionen, Podcasts und Fernsehbeiträgen
› Schreiben Sie uns Ihre Meinung zu einem Buch
› Abonnieren Sie unsere Newsletter zu Veranstaltungen und Neuerscheinungen
www.limmatverlag.ch

Das *wandelbare Verlagsjahreslogo* des Limmat Verlags auf Seite 1 stammt aus dem Büchlein «So schreibt man ... Illustriertes Wörterbuch» aus dem Jahr 1962, herausgegeben und illustriert von Rudolf Blöchlinger im Verlag Arbeitskreis für ganzheitliche Unterrichtsgestaltung, St. Gallen: «Wird dir im *Meer* der Wörter bang, / dann frag von jetzt an nicht *mehr* lang. / Benutz' dies Buch mit sicherm Griff: / So schreibt man *schief* und so das *Schiff!*» Die wiedergegebene Zeichnung illustriert das Wort «die Mitte».

Fotografien: Umschlag Jacek Piotr Pulawski / www.beobachtungsstelle.ch, vorderer Vorsatz Ahmad Motallayi, hinterer Vorsatz Coralie Wenger
Typographie und Umschlaggestaltung von Trix Krebs

© 2012 by Limmat Verlag, Zürich
ISBN 978-3-85791-690-8

Inhalt

7 **Organisierte Nicht-Existenz.** Von Franz Schultheis

13 **Ein Buch gegen die Ohnmacht.** Einleitung

17 **«Du bist hier aufgewachsen, kennst alles.»** Von Annette Bossart

34 **«Das ist kein Zimmer. Das ist ein Loch!»** Von Tina Bopp

48 **«Es macht mich müde, dass jeder Tag immer gleich ist.»** Von Martina Koch

58 **«Hier oben sind nur wir ‹Asyl-Leute›.»** Von David Loher

72 **«Man verliert selbstbewusst zu sein.»** Von Simone Marti

83 **«Wenn man einem Baum kein Wasser gibt, kann er nicht gut wachsen.»** Von Denise Flunser

99 **«Da habe ich meine Zukunft verloren.»** Von Manuel Rothe

115 **«Meine Familie ist die Schweiz.»** Von Diana Reiners

132 **«Ich möchte aktiv sein und so.»** Von Milena Wegelin

147 **«Wir existieren offiziell nicht mehr.»** Von Raphael Jakob

164 **«Ich verschwende meine Zeit und meine Fähigkeiten.»** Von Fabian Duss

186 **«Es ist schwierig, wie ein Mensch zu leben.»** Von Regula Badertscher, Diana Reiners, Gilles Reckinger

202 **«Wir dürfen keine Wünsche haben.»** Von Salome Bay

222 **Asylgesetzgebung in der Schweiz.** Von Marina Widmer

231 Glossar

ORGANISIERTE NICHT-EXISTENZ

Sozioanalyse einer gesellschaftlichen Verdrängung

Von Franz Schultheis

«Wenn Du eine Gesellschaft begreifen willst, dann schaue Dir an, wie sie mit ihren Armen umgeht»: so die scheinbare lapidare, aber in Wirklichkeit sehr treffende Feststellung von Georg Simmel, einem der Gründerväter der Soziologie. Unsere westlichen Zivilisationen können heute auf eine jahrhundertelange Tradition der Armutspolitik und Solidarität mit Schwachen und Leidenden zurückblicken, deren historische Wurzeln in religiös-weltanschaulichen Normen liegen; sie verpflichten zur «Gabe», zum «Teilen» mit jenen, die vom Schicksal weniger gut behandelt werden als man selbst. Die christliche Ethik der Brüderlichkeit beruhte dabei auf einer sehr schlichten Ökonomie des Tausches, bei der dem Gebenden das Versprechen gemacht wurde, im Himmelreich für seine Grosszügigkeit belohnt zu werden; denn «was Ihr dem Geringsten Eurer Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan ...», heisst es in der Bibel.

Demnach kamen bei dieser Ethik christlicher Nächstenliebe alle auf ihre Kosten, und man könnte diese sehr archaisch anmutende Form der gesellschaftlichen Redistribution von Lebenschancen nur bewundern, hätte sie nicht in der praktischen Umsetzung der universalistisch

daherkommenden Ansprüche von Anfang an klare Grenzziehungen und Einschränkungen eingebaut. Schon im Mittelalter galten nämlich klare Regeln zur Unterscheidung von «ehrlichen» und «falschen» Armen, von legitimen und illegitimen Ansprüchen. Als berechtigt galt die offene Hand des Armen, wenn dieser drei Kriterien erfüllte: eine offenkundige Unfähigkeit, sich durch eigener Hände Arbeit selbst zu ernähren; eine qua Geburt oder langfristige Anwesenheit am Ort gegebene legitime Zugehörigkeit zur Lokalgemeinschaft, also in aller Augen als «einer von uns» zu gelten; durch ein frommes und doziles Verhalten Scham und Peinlichkeit an den Tag zu legen und zu demonstrieren, dass er ständig in der Schuld der grosszügigen Gabe anderer stehe.

Im Idealfall ist der Arme schon in dieser Epoche durch offensichtliche körperliche Gebrechen als arbeitsunfähig ausgewiesen, ist seit der Geburt als Mitglied der Gemeinde bekannt (Einer von uns) und hat einen guten Leumund als gottesfürchtig und unbescholten. Am Gegenpol zeichnet sich dann das abschreckende Bild des gesunden und arbeitsfähigen Fremden ab, der den Mitgliedern der Lokalgemeinde von Herkunft und Ruf unbekannt ist und vielleicht durch sein forderndes Auftreten und seinen Gesamthabitus obendrein nicht in das Stereotyp des «verschämten Armen» passt. Der Idealtypus illegitimer Armut wird traditionellerweise vom «Vagabunden», vom «Dahergelaufenen» repräsentiert, der ohne berechtigte Ansprüche in die Lebenswelt der Einheimischen eindringt und sich der christlichen Nächstenliebe dieser lokalen Schicksalsgemeinschaft aufzudrängen sucht. Hinzu kommt das grundlegende Misstrauen, das der «Fremde» weckt, und die Vermutung, dass er als einer der «üblichen Verdächtigen» sich notfalls, oder sogar mit Vorsatz und Vorliebe, auf unehrliche Weise auf Kosten ehrlicher Bürger parasitär durchs Leben bringen will. Für den Fremden galten also keine Regeln christlicher Nächstenliebe und es war üblich, sich der von diesen dubiosen Aussenseitern ausgehenden Bedrohungen notfalls auch durch Verjagen oder Einbringung in die ab dem 16. Jahrhundert entstehenden «Zucht- und Arbeitshäuser» zu entledigen.

Fremde unter uns

Wer kennt sie nicht, diese Mitmenschen von oft anderer Erscheinung in Hautfarbe und Auftreten, die oft stundenlang scheinbar ziellos, wenn man vom Ziel, die Zeit totzuschlagen, absieht, durch jene Orte wandern, die Asylunterkünfte beherbergen. Diese oft offenkundig «Fremden» sind unter uns, sind Zeitgenossen, und dies nicht selten über viele Monate, wenn nicht Jahre, Teil der Ortsgemeinschaft, zumindest physisch. In sozialer und kultureller, insbesondere in symbolischer Hinsicht handelt es sich jedoch offensichtlich um «Fremdkörper», um Menschen, die zwar nicht mehr hinter Mauern oder Gittern eingeschlossen sind (sieht man einmal von den oft rigiden Zeitstrukturen der Asylheime ab), dennoch aber von der Normalität des gesellschaftlichen Lebens ausgeschlossen bleiben. Es sind «Nicht-Mit»-Menschen, Menschen im inneren Exil, die man in künstlich erzeugten Enklaven unterbringt, wo sie unter sich bleiben sollen.

Wie in Zeiten der «working houses» oder der Zuchthäuser finden sich diese Enklaven des sozialen Lebens oft mitten im gesellschaftlichen Raum, für jedermann und jedefrau gut sichtbar, doch wie viele von uns haben jemals die Schwelle zu diesen «Un-Orten» überschritten und diese Exile von innen, vielleicht für einen kurzen Moment zumindest, «mit den Augen» der Bewohner gesehen und dabei ihren Blick auf die Normalität der Aussenwelt teilend? Um genau dieses Anliegen geht es in den hier vorgelegten Interviews.

Sozioanalyse eines spezifischen «Elends der Welt»

Versteht man unter «public sociology» den Einsatz sozialwissenschaftlicher Forschung jenseits akademischer Selbstgenügsamkeit an sozialen Brennpunkten und offensichtlichen öffentlichen bzw. zivilgesellschaftlichen Anliegen, so hat das Autoren- und Autorinnenkollektiv, das die vorliegende Studie verantwortet, hier einen vorbildlichen Beitrag geleistet. Ihre Arbeiten reihen sich in eine Tradition kritisch-engagierter Gesellschaftsanalyse ein, welche durch Pierre Bourdieu und Mitarbeiter in einem bahnbrechenden Werk mit dem Titel «La misère

du monde» (Paris 1992) initiiert wurde und dann verschiedene Nachfolger fand. Wie beim «Elend der Welt» handelt es sich um eine kollektive Forschung einer ganzen Gruppe von Mitarbeitern, die von Beginn an jede Etappe gemeinschaftlich konzipiert, diskutiert und umgesetzt hat, was dem Endprodukt ein aus den üblichen «Kopfgeburten» akademischer Einzelkämpfer deutlich hervorstechendes Gepräge gibt. Wie bei Bourdieu und Mitarbeitern arbeitete man hier mit verstehenden Interviews, das heisst mit einer qualitativen Forschungsmethode, bei der es darum geht, die subjektiven Erfahrungen von Mitmenschen angesichts spezifischer Lebensumstände und kontextueller Bedingungen so präzise und nachvollziehbar wie möglich zu machen. Ebenfalls wird hier wie beim Vorläufer das Ziel verfolgt, Menschen, die sonst kaum eine Chance hätten, zu Wort zu kommen und gehört zu werden, Aufmerksamkeit zu schenken und ihnen die «Feder» zu leihen, das heisst, ihre Zeugnisse auf Papier zu bringen und mitteilbar zu machen und sie für einen kurzen Moment aus der Anonymität, aus dem Schatten der gesellschaftlichen Welt, ans Licht der Öffentlichkeitzu bringen.

Waren es bei den verschiedenen Vorgängerstudien Menschen unterschiedlichster Herkunft und Lebenssituationen, die zu Wort kamen und soziologisch «porträtiert» wurden, so finden wir im Falle der vorliegenden Studie eine bewusste und gezielte Fokussierung auf eine soziale Kategorie von «Un-Personen», die an «Un-Orten» eine «Un-Existenz» zu führen scheinen, dies aber mitten unter uns, sichtbar für alle und doch aus der gesellschaftlichen Wahrnehmung verbannt: Was nicht sein darf, kann nicht sein, ist nicht ...

Die Entscheidung, sich dieser dunklen Seite unserer Wohlstands- und Wohlfahrtsgesellschaft anzunehmen, vor Ort zu gehen und das Gespräch mit jenen sonst so stummen bzw. ungehörten und unerhörten Zeitgenossen zu suchen, war mutig und riskant, methodologisch und forschungspraktisch hoch anspruchsvoll und aufwendig. Doch es hat sich gelohnt, denn es liegt nun eine Studie vor, die ein Niemandsland mit den Augen seiner Bewohner durchmisst und verortet, das Leben in sozialer Quarantäne unter für Normalbürger unvorstellbaren

Bedingungen vorstellbar und nachvollziehbar macht. Um zu diesen Zeugnissen zu gelangen, bedurfte es einer enormen Investition an Zeit und Energie, denn allein schon das Problem der Durchführung von qualitativen Interviews mit Menschen unterschiedlichster kultureller Herkunft und Menge war eine grosse Herausforderung, die ein einzelner Forscher nie hätte meistern können, im Kollektiv jedoch aufgrund unterschiedlicher Fremdsprachenkompetenzen und verschiedener Arrangements beim Übersetzen sehr erfolgreich gelöst wurde. Heraus kommt eine spannende und bewegende Galerie an soziologischen Porträts von Menschen, die man in der Regel geflissentlich übersieht, hier aber wie für ein soziologisches Casting von der Hinterbühne unserer Lebenswelt ins öffentliche Licht gerückt werden. Jede und jeder von ihnen berichtet aus einer individuellen Lebensgeschichte und in sehr persönlicher Art von jeweils einmaligen subjektiven Erfahrungen, schildert die mit keinem anderen identische biografische Flugbahn, die sie oder ihn wie einen Ausserirdischen in unsere Welt geschleudert hat. Und dennoch tritt hinter der Singularität jedes Einzelschicksals und jeder irreduziblen Einzigartigkeit der subjektiven Erfahrungen eine Art «Kollektivschicksal» einer spezifischen Kategorie von Mitmenschen vor Augen, eine gefühlte Erfahrung des Ausgegrenztseins und der gesellschaftlichen Nichtexistenz. Diese Form kollektiver Erfahrung wird von der vorliegenden Studie umso überzeugender und nachdrücklicher greifbar gemacht, als man für die verstehenden Interviews mit Asylbewerbern jeweils einen gemeinsamen konkreten Fokus beziehungsweise Leitfaden gewählt hat: die Praxis der «Langzeitnothilfe». Dieses sozial- und zugleich ordnungspolitische Instrument interveniert im Alltag der Befragten auf unglaublich massive Weise und äussert sich in einer omnipräsenten und omnipotenten symbolischen Gewalt: Man gesteht eine zynische «Hilfe» zu: zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Die oktroyierte Einschränkung dessen, was unsere sozialen Sicherungssysteme als Lebensminimum, als Armutsgrenze und Mindestmass der Menschenwürde definiert haben, auf ein deutlich darunter liegendes Niveau demonstriert für jedermann und jedefrau, und zuallererst für die

Betroffenen, wie gering ihre Würde geschätzt wird, wie sehr sie innerhalb der Kategorie der sozial Deklassierten und Ausgegrenzten, die von wohlfahrtsstaatlichen Transferleistungen leben, nochmals als Paria unter Paria deklassiert werden. In den materiellen Nöten des «Lebens unter dem Minimum», wo «Beschränkung» zum Euphemismus für eine gesellschaftlich organisierte permanente Mangellage wird, gesellt sich bei den hier zu Wort kommenden Mitmenschen auch das symbolische Elend der Stigmatisierten, denen unmissverständlich signalisiert wird, dass sie eigentlich gar keine Ansprüche anzumelden haben, dass die in der «Gast-Gesellschaft» geltenden universell verstandenen Rechte für sie keine Geltung haben und die Reduktion der Hilfe unter die offenkundige Schmerzgrenze wohl als Einladung verstanden werden kann, das «Weite» zu suchen.

In was für einer Gesellschaft leben wir? Vielleicht könnte man das eingangs zitierte Diktum Simmels «Wenn Du eine Gesellschaft begreifen willst, dann schaue Dir an, wie sie mit ihren Armen umgeht» ergänzen durch «... mit Fremden umgeht». Denkt man an die Verfolgung «fremder» Bettler in der frühen Neuzeit, etwa durch ein Edikt der Stadt Paris aus dem Jahre 1530, wo es hiess, diese hätten innert dreier Tage die Stadt bei Androhung der Todesstrafe zu verlassen, so kann man feststellen, dass wir uns heute in «bester» abendländischer Tradition befinden, ob aber auch in «guter Gesellschaft», ist eine andere Frage, auf die der geneigte Leser seine eigene Antwort geben möge.